

Schönste Ueberlieferung.

Zeitstreit auf der Schächten.

Aus Uri wird berichtet: Droben vor der Schächtenbrück in Bürglen stand seit unvorstelllicher Zeit ein einfaches hölzernes Kreuz. Eine schöne Ueberlieferung, welche sich durch viele Generationen fortbewahrt, legte dem Kreuz die Bedeutung bei, daß es an der Stelle gesetzt worden sei, an welcher Teil den Tod in den Klüften des Schächtenbaches — bei Rettung eines Kindes — fand. Die Anlage der Kreuzenstraße brachte das Kreuz und die Mauer, auf der es stand, zum Falle. Allein das Denkmal an Tell's Tod erstand in besserer und dauerhafterer Form: An der traditionellen Stelle erhebt sich jetzt auf gemauertem Sockel ein neues Kreuz, im Granit sauber gearbeitet und hübsch geformt. Der Unterfuß des Kreuzes trägt die Urlandschen Verse:

Weithin wird lobgesungen, wie Du Dein Land vertheidest; Von großer Lichte Jungen — vernimmst's noch späte Zeit; Doch steigt am Schächten nieder — ein Hirt im Abendroth, Dann hallt im Felsthal wieder — das Lied von Deinem Tod.

Der gefährliche Traum.

Ein russische Geheimgeschichte von Vera Kalls.

Eines Tages, und zwar kurz nach seiner Vermählung mit Katharina schickte Peter der Große seinen Günstling Billebois nach Strelanice, wo sich die Kaiserin befand, mit einer Depesche, von deren Inhalt sie nur allein Kenntnis hatte. Billebois war ein eifriger Verehrer des Bacchus, und da es gerade sehr kalt war, so trank er unterwegs sehr viel. Die Kaiserin lag auf einem Sofa, als er ankam. Der schnelle Uebergang von der Kälte in die Wärme machte Billebois schnell benarrend. Er vermaß den Jockl seiner Sendung, den Ort, wo er sich befand, den Rang der Dame, welcher er gegenüber stand, und wagte sie zu küssen. Entsetzt über diese unerhörte Frechheit, rief die Kaiserin förmlich um Hilfe. Billebois wurde ergriffen und in ein Gefängnis gebracht, in welchem er ruhig einschlief, als habe er sich weder etwas verzuworfert, noch etwas zu fürchten.

Der Kaiser erfuhr alsbald, was geschehen war, eilte herbei, um seine Gemahlin zu trösten und entschuldigte die ungläubliche Unvorsichtigkeit seines Günstlings mit dessen Trunkenheit. Die Kaiserin verlangte eine schnelle und scharfe Bestrafung. Peter, der seine Strafkammer eben nicht hatte, überließ der Kaiserin die Bestimmung der Züchtigung, und sie entschied für hundert Knutenhiebe. Der Kaiser gab seine Einwilligung. Er ließ Billebois holen und fragte ihn, wie er sich seines Auftrages entledigt habe.

Billebois, der noch immer halb betrunken war, antwortete, er habe den Befehl, welchen er erhalten, ausgeführt, nicht aber nicht, wo, wann und wie. Er erinnerte sich nur des einen, daß er im Traum eine so schöne Göttin gesehen, daß er dem Zauber nicht zu widerstehen vermocht habe, auf seine Knie gesunken sei, um sie anzubeten, und das Glück gehabt habe, ihr einen Kuss zu rauben, für den er gern sein Leben hingeben wollte. Der Kaiser lächelte. Das strenge Gesicht der Kaiserin erhielt plötzlich einen sanfteren Ausdruck, und sie betrachtete den Schuldigen mit einem gewissen Mitleid, das den Kaiser in einige Verlegenheit zu setzen begann, weshalb er in seinem raubsten Tone sprach: „Das Urtheil, das Sie gesprochen haben, muß vollzogen werden. Es thut mir leid, mein lieber Billebois, aber an dem russischen Hofe werden Träume von der Art des Abtrünnigen mit hundert Knutenhieben bestraft.“

„Wie, Sir!“ Die Kaiserin hat es so beschloffen und Du mußt Dich fügen. Entschloß also Deine Schultern, denn von der Kaiserin sollst Du diese Züchtigung erhalten.“

Billebois war ganz betäubt von dem, was er vernommen, und schickte sich schweigend an, dem Befehle des Oberleiters zu gehorchen. Man ließ das Gefolge der Kaiserin, sowie alle Damen derselben eintreten. Katharina, welche das von ihr gefällte Urtheil selbst vollziehen sollte, ergriff eine Krone, schlang sie hundert Mal hinter einander, aber ohne ein einziges Mal Billebois damit zu berühren, und übergab das Instrument der Rüchtigung einem Mundschütz mit den Worten: „Der Kaiser will nur dem Schein nach bestraft werden, da er nur im Traum gesündigt habe.“

Der Kaiser in seiner bekannter Großmuthigkeit genehmigte lächelnd diesen letzten Auspruch und die Kaiserin verbeiratete später Billebois mit der Tochter eines reichgeachteten Bojaren.

Knodel und Bleistift

Humoreske von Max Hirschfeld.

In einer Zeit, als die kalifornische Rüste noch nicht so lebhaft war, wie heute, erschien in der „Ogiltie-Press“, dem Wochenblatt der Stadt Ogiltie, welche damals neu begründet war und auf deren Boden heute bereits ein anderer Ort steht, im Hochsommer folgende Geschichte:

„Neulich gefiel es unserem hochgeachteten Mitbürger Mr. Loof, bekanntlich Besitzer einer der reichsten Goldminen,

in einem einfachen Fischerboot mit dem Befehrer desselben, einem armen Fischer, in die See hinauszurudern. Wir wissen nicht mehr, welchen Zweck der genannte große Mitbürger damit verfolgte. Wahrscheinlich aber wollte er untersuchen, ob das Meeresleuchten nicht durch einige reiche Goldadern, die sich auf dem Grunde des Meeres befinden, herabläßt würde. Ehe er aber nach dieser Untersuchung beginnen konnte, erhob sich ein fürchterlicher Sturm, welcher das Ruder in der Hand des Fischers zerbrach und die Seegelage wie einen Orkan umtrieb. Das Boot wurde nun von den stürmischen Wogen immer weiter in's Meer hinausgetragen und die beiden Insassen konnten von Glück fagen, daß das Boot nicht umgeworfen wurde oder gar an einer Sandbank zerbröckelte. Da es nun von den stürmischen Wogen weiter in's Meer hinausgetragen und die beiden Insassen konnten von Glück fagen, daß das Boot nicht umgeworfen wurde oder gar an einer Sandbank zerbröckelte. Da es nun von den stürmischen Wogen weiter in's Meer hinausgetragen und die beiden Insassen konnten von Glück fagen, daß das Boot nicht umgeworfen wurde oder gar an einer Sandbank zerbröckelte.

„Und wo bleibe ich?“ fragte unter waderer Millionär entsetzt, „wenn ich die Nacht hier auf der Insel bleibe, so bin ich nicht einmal sicher, ob meiner ein antändliches Begräbniß wartet.“ Nach einigem Hin- und Herreden verstand sich endlich Mr. Loof — so hieß der brave Fischer — dazu, die Schwimmtour zu unternehmen. Mr. Loof auf dem Rücken tragend. Für diesen Dienst bedankte sich der Fischer, wie uns scheint, durchaus angemessene Summe von fünfzigtausend Dollars aus.

„Zahlbar sofort nach Ankunft,“ fügte der ehrliche Minenbesitzer hinzu. „Mit nichts,“ erwiderte der biedere Fischer, der sein gefahrvolles Gewerbe etwas mißruthig gemacht hatte, „die Zahlung muß sogleich erfolgen.“ „Goddam!“ rief Mr. Loof, „ich habe nicht einmal zehn Dollars bei mir, geschweige denn fünfzigtausend.“

Wieder erfolgte eine lange Verhandlung, welche aber resultatlos zu verlaufen schien. Schon schickte der Fischer sich an, sich allein den Wogen anzuvertrauen, als der Millionär ihn zurückhielt.

„Aber meiner Unterschrift werden Sie doch vertrauen, Mr. Loof?“ fragte er ihn.

„Ihrer Unterschrift? Jawohl, die wird an jeder Börse einestheils,“ erwiderte der arme unersahrene Fischer.

„Bey we! Warten Sie einen Augenblick.“

Mr. Loof begann in allen Tönen zu suchen und brachte endlich einen Bleistift zum Vorschein. Aber vergebens suchte er nach einem Blättchen Papier. Wohl dachte er an Krügen und Manschetten, aber die waren vom Seewasser so gründlich durchweicht, daß ein Schreiben darauf undenkbar war. Er zog alles hervor, was sich in seinen Taschen befand, und legte es vor sich hin: eine kleine Börse, ein Taschentuch, eine Schnupftobakspfeife und ein Ding, das wie eine Willardtugel aussah. Es war aber keine, sondern ein Knodel, zubereitet in der Gastwirthschaft des Mr. Nell zu Ogiltie. Bevor Mr. Loof die Rahnfahrt antrat, hatte er in dieser Speiseanstalt sein Lunch eingenommen, und da die ihm vorgelegten Knodel so hart waren, daß er sie selbst mittels des Messers und seines Stiefelabsatzes nicht spalten konnte, so steckte er einen der Knodel zu sich, um ihn daheim seiner Familie als Merkwürdigkeit zu zeigen. Auf diesen Knodel nun schrieb Mr. Loof mit Bleistift seine Anweisung auf fünfzigtausend Dollars. Der Fischer nahm dieselbe in Empfang, und während er den Millionär auf seinem breiten Rücken über das Wasser trug, dachte der ehrliche Mr. Loof bei sich:

„Das Seewasser wird die Bleistiftzüge auf dem Knodel verwischen, und wenn wir erst glücklich drüber sind, finde ich ihn mit einem Fehndollar-Tringel ab.“

Dabei hatte der gute Mann freilich seine Rechnung ohne unseren wackeren Mitbürger, den Schreibwarenhändler Mr. Kopper gemacht, denn die Bleistiftzüge desselben sind bekanntlich so vorzüglich, daß die von ihnen herrührende Schrift durchaus unersichtbar ist. Die beiden Schiffbrüchigen kamen glücklich an's Land, und am folgenden Tage präsentirte Mr. Loof in dem Comptoir des Mr. Loof seinen Knodel-Geld, welcher zwar mit saurer Miene, aber dennoch prompt einlieferte.

Diese Geschichte machte die Runde durch alle amerikanischen Zeitungen, und man stritt sich heftig darüber, ob sie wirklich passiert sein könne. Für die Bewohner von Ogiltie freilich war ein solcher Zweifel nicht vorhanden. In ihrem Orte gab es weder einen Mr. Loof noch einen Mr. Loof, und die Erklärung für die Geschichte fand sich in einer Briefkastenzettel des „Ogiltie-Express“, welche also lautete:

„Mr. Nell, Gastwirth, hier. Wann werden Sie endlich Ihr Abonnement bezahlen, das Sie uns seit 1152 Jahren schuldig sind, werther Herr? Bleibst du nehmen Sie sich ein Beispiel an Mr. Kopper, dem Schreibwarenhändler, der sein Abonnement neulich auf drei Jahre im voraus bezahlt hat.“

Der sonderbare Kunstfreund.

Ein Erlebnis in Russland von G. A. Schmidt.

Es war an einem trübren November des Jahre 1890, als mein Chef, einer unserer bedeutendsten Großindustriellen, mich in sein Privatcabinet rief.

„Mein lieber Holm,“ rief er mir schon unter der Thür zu in seiner jovialen Weise, indem er zwischen seinen etwas nervösen Fingern ein dritteltes Telegramm hin und her drehte, „eben habe ich hier die Nachricht erhalten, daß die russische Regierung die Anlage neuer Befestigungswerke an der Ostküste und die Anmietung mehrerer großer Kriegsschiffe beabsichtigt. Nun gilt's, der englischen Konkurrenz den Rang abzulaufen, und da es sich hierbei um Millionen handelt, halte ich es für das Beste, wenn Sie unverzüglich nach Petersburg reisen und die dortigen maßgebenden Kreise für uns zu gewinnen suchen. Wie Sie sich dieser Aufgabe entledigen, überlasse ich ganz Ihrer Umsicht.“

Wenige Stunden später dampfte ich ausgerüstet mit dem weitestgehenden Vollmacht meines Chefs, der herrlichen Neuwahlstadt entgegen. Ueber weite verschneite Ebenen trug mich der Zug, vorbei an düsteren, schweigenden Wäldern. Endlich traf ich an meinem Bestimmungsorte ein. Am Bahnhofe erwartete mich ein Jugendfreund, der schon seit vielen Jahren als Prototyp eines großen Bankhauses eine angesehenen Stellung in der Petersburger Gesellschaft einnahm und den ich telegraphisch von meiner Ankunft benachrichtigt hatte.

Als wir einige Stunden später in dem behaglich durchwärmten Rauchzimmer meines Freundes saßen und bei einer duftenden Sabana manch gemeinliche Jugenderinnerung durch einen kräftigen Schluck wieder aufgefrischt hatten, machte ich meinem Freund mit dem Zweck meiner Reise bekannt und bat ihn um Rath und Beistand.

„Na,“ meinte er, „so schlimm ist die Sache nicht. Warte Dir nur das eine, daß es im heftigen Russland zwei Herrscher giebt, den Zar und den — Kubel. Der erstere ist mächtig, der zweite allmächtig. Verstehst Du es, diesen zu Deinem Verbündeten zu machen, dann wird Dir der Erfolg sicher sein.“

„Du scheinst zu verzeihen,“ entgegnete ich mit etwas enttäuschter Miene, „daß es sich hier nicht um Lataien handelt, sondern um hohe Staatsbeamte, und einem solchen kann ich doch unmöglich ein Tringatel anbieten.“

„Nicht auch gar nicht nöthig,“ schmunzelte mein Freund, „nur Augen und Ohren offen! Alles andere findet sich dann von selbst.“

Die nächsten Tage brachten mir mancherlei Aufregung. Besuche, Konferenzen, Dinners wechselten in bunter Reihenfolge miteinander ab. Bisher war alles glatt von statten gegangen, meine Angelegenheiten standen so günstig, als ich es nur wünschen konnte; aber der schwerste Theil meiner Mission war noch zu erfüllen.

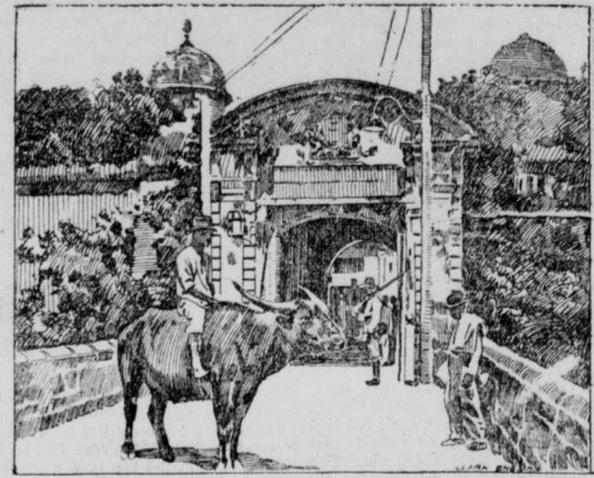
Die endgültige Entscheidung über die Vergabung der geplanten Befestigungswerke lag in den Händen des Geheimen Rathes von W., eines eben so reichen wie zeitigen Sonderlings. Schon vor einigen Tagen hatte ich eine Audienz bei diesem hohen Würdenträger nachgesucht, aber immer noch wartete ich vergeblich auf Bescheid. Ich fühlte bereits an ungeduldig und ängstlich zu werden. Sollten mir am Ende die Engländer doch zuvor gekommen sein? Da, eines Abends, so schon ziemlich vorgeschrittenen Stunde, überbrachte mir ein Bote ein äußerst liebenswürdiges Schreiben des Herrn von W., worin mir dieser mittheilte, daß er mich am folgenden Morgen gegen elf Uhr erwartete.

Pünktlich zur bestimmten Zeit schritt ich durch das Portal des Palais, welches Herrn von W. gehörte. Das Innere des Hauses entsprach dem Aeußeren. Eine weite, mit leuchtend großen Marmorstatuen und den seltensten exotischen Pflanzen geschmückte Vorhalle nahm mich auf. Reichbetzte Laternen erhellten die Gänge, in einem derselben überlag ich Hut und Pelz, ein anderer verschwand mit meiner Karte. Schon nach kurzer Zeit lehrte letzterer zurück und führte mich in ein Gemach, wo ich vorläufig mit selbst überlassen blieb.

Erzelenz ließ warten. Ich hatte also Zeit, mich ein wenig umzuschauen. Es war ein merkwürdiger Raum, dieses Wartezimmer, weit mehr einem Museum gleichend, als dem Empfangsalon eines Diplomaten. Die seltensten Schätze aller Art standen oder lagen in scheinbar zwangloser und doch dabei wirkungsvoller Anordnung umher. Nachdem ich die prächtigen Goblet's, die kostbaren Teppiche, die herrlichen Meisterwerke aus Bronze und Elfenbein und noch hundert andere Dinge flüchtig bewundert hatte, blieb mein Blick unwillkürlich auf zwei Gemälden in prunkvollen Rahmen haften, welche Szenen aus dem oberbayerischen Gebirgsleben darstellten. Anzueigen durch das heimathliche Motiv, trat ich näher, um die Bilder besser befehen zu können. Doch was war das? Ich wollte in einen Augenblick nicht trauen. Das waren ja keine Gemälde, sondern ganz werthlose Delbrude von jener billigen Sorte, wie man sie bei uns zu Hause in Bauernstuben zur Ausstattung der Wände, weigentlich Wände verwenden. Wie kam es zu dieser obskuren Malwerke in diese glänzende Umgebung?

Was hatte das zu bedeuten? Umsonst zerbrach ich mir den Kopf, um eine einigermaßen richtige Lösung des Räthfels zu finden. „Gm, hm... meine Bilder scheinen Ihnen ja außerordentlich zu gefallen!“ vernahm ich da plötzlich eine hüftelnde Stimme hinter mir. Erschrockt drehte ich mich um. Vor mir stand ein altes, verschrumptes,

Thor gegen Santa Mesa im Norden Manila's



Der neu entbrannte Kampf bei Manila entstand am 4. dieses Monats in dem Vorort Santa Mesa, wo es zwischen dem Posten des Hebrastrak-Regimentes und den Insurgenten zu einem Zusammenstoß kam. Bald wurde die Aufstellung zwischen Santa Mesa und Calaoon in Mitleidenschaft gezogen, und am Morgen darauf um-

faßte die Gefechtslinie eine Länge von 17 Meilen, welche fast ganz Manila ummauerte.

Santa Mesa liegt im Norden von Manila und ist durch eine Straße damit verbunden. Am Eingang zur Stadt steht ein altes Thor, dessen Bild wir oben bringen. Moosbewachsene Ringmauern und verfallene Wallgräben umgeben hier die Stadt.

aber mit tadelloser Eleganz gekleideten Männern, dessen kleine Augen sich selbst im hellen und lauernd durch die goldgefärbte Brille abblinzelten.

In meiner Verwirrung stammelte ich einige nichtsagende Entschuldigungen wegen meiner unerwartlichen Neuankerte.

„Bitte, bitte,“ beruhigte mich der Geheimen Rath — denn dieser war es — indem er sich anschickte, auf einem mit einem prachtvollen Tigerfell bedeckten Divan Platz zu nehmen und mich durch eine verbindliche Handbewegung einladend, seinem Beispiel zu folgen, „einer Entschuldigung bedarf es durchaus nicht, im Gegentheil, es freut mich unheimlich, wenn meine Sammlungsarten Beifall finden. Sie sind wohlkultivierter, Herr Holm?“

Wiederum traf mich jener merkwürdige forschende Blick, unter dem ich unwillkürlich meine Kanten niederzulegen mußte.

Ich hielt es für besser, meine Entschuldigung vorhin für mich zu behalten. Daher entgegnete ich möglichst unbetont:

„Leider muß ich Ihre Frage verneinen, Excellenz. Hervorgegangen aus kleinen Verhältnissen, mußte ich mich das, was ich geworden bin, durch eigenen Fleiß und rastloses Vorwärtstreben selbst erringen, und in diesem unruhigen Kampf um's Dasein für mich für die idealen Genüsse des Lebens wenig Zeit übrig gelassen. So kommt es, daß ich in allem, was sich auf dem Gebiete der schönen Künste erstreckt, ein großer Ignorant bin.“

Herr von W. fixirte mich scharf. „Mach ich bin,“ erwiderte er, „weniger Kunstkenner, als vielmehr ein leidenschaftlicher Sammler. Wie ich zu dieser Passion kam, ist bald ersicht. In meiner Jugend wurde ich von einem unüberwindlichen Drange hinausgetrieben in die weite Welt. Wohl taumel ich über das, was ich auf meinen Irrfahrten nicht berührt hätte. Heute bin ich ein alter geachteter Mann, der kaum mehr aus seinen vier Pfählen herauskommt, aber hier in diesen Schätzen finde ich meine verlorenen Jugend wieder, hier mahnt mich jeder Gegenstand an längst verschwundene Zeiten. Hier erschließt sich mir, so oft ich es wünsche, die grandiose Gleichermwelt des Nordens, hier lebe ich in der farbenprächtigsten Pracht der Tropen. Die Erinnerung kennt keine Schranken...“

Der Geheimen Rath hatte sich erhoben, er schien tief ergriffen.

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

„Nicht werden Sie es beargwöhnen, finden, daß ich immer neuer Einblicke bedarf, um sie auf mich einwirken zu lassen. In meiner Sammlung findet daher ein steter Wechsel statt. Sobald ich eines Gegenstandes überdrüssig geworden bin, verkaufe oder veräußere ich ihn. Auch von den beiden Gemälden, die Sie vorhin so angelegentlich betrachteten, würde ich mich, obgleich ungerne, trennen, wenn sich ein Liebhaber fände, der mir einen angemessenen Preis dafür bezahlte.“

„Und die Höhe dieses Preises, Excellenz?“ konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen.

„60,000 Rubel!“

Sechzigtausend Rubel!! Einem Augenblick war ich der Spielball der tollsten Empfindungen. Es summete und brummete in meinem Schädel, als ob dort ein Herzenabath abgehalten würde. Sechzigtausend Rubel! Wie aus weiter Entfernung schlug das inhaltsschwerere Wort an mein Ohr. Aber plötzlich ging mir ein gewaltiges Licht auf. Ich hatte die Situation erfaßt.

Meine Verblüffung durch eine tiefe Verbeugung verbergend, antwortete ich so harmlos, als es mir möglich war:

„Da Sie, Excellenz, so großen Werth auf die beiden Bilder legen, müssen es seltene Kunstwerke sein. Ich glaube daher ganz im Sinne meines Chefs so handeln, wenn ich sie für ihn zu erwerben suche.“

Der Handel wurde abgeschlossen. Nach einem äußerst splendiden Auf-

zuge, zu welchem mich Herr von W. da beliet und welches einen sehr anmuthigen Verlauf nahm, konnte ich meinem Chef die frohe Botschaft überbringen, daß die englische Konkurrenz siegreich aus dem Felde geschlagen sei.

Bulgarische Umtriebe.

Der Reformbedürfnissen der christlichen Bevölkerung in Macedonien giebt eine Eingabe an die Großmächte Ausdrud, die von einem sogenannten „höhen macedonischen Comité“ erlassen worden ist. Der verzweifelte Zustand Macedoniens und des Vilajets Adrianopol, heißt es in dem Schriftstück, ist allseitig bekannt. Wir legen deshalb hier nicht die Mißbräuche und Grausamkeiten dar, die sich dort gegen das Leben, die Ehre und das Eigenthum der Christen vollziehen. Inzwischen, unsere Pflicht ist es, hervorzuheben, daß die christliche Bevölkerung dieser Gebiete am Ende ihrer Geduld ist, und daß, wenn die europäische Diplomatie, nachdem sie Areta zu einer sich selbst verwaltenden Provinz umgewandelt hat, nicht ähnliche Reformen in Macedonien und im Vilajet Adrianopol einführt, wie sie der Berliner Vertrag vorgesehen hat, man nicht wird erstaunt sein dürfen, wenn man eines Tages hören wird, daß die Bevölkerung durch die Verzweiflung um die Anwendung der äußersten Mittel getrieben worden ist. Das Comité ruft deshalb die Menschlichkeitsgefühle der ganzen civilisirten Welt in der Hoffnung an, daß dieses Mal der Verlust, eine christliche Bevölkerung vom türkischen Joch zu befreien, nicht mit dem Preise des ungerecht vergossenen christlichen Blutes erkaufte werden wird.

Diese Eingabe enthält die unerbittliche Drohung eines bevorstehenden Ausbruches gewalthätiger Unruhen. In der That, schreibt die A. Z., sind nach den bisherigen Nachrichten die bisherigen bulgarischen Kreise eifrig an der Arbeit, einen Aufstand vorzubereiten. Schon die von der Hoforte durchkreuzte Abfahrt einer großen bulgarischen Kundgebung bei Gelegenheit der Feier der Einweihung der russischen Gräbter in San Stefano durch den Großfürsten Nikolaus wies deutlich darauf hin. Der bulgarische Agent in Konstantinopel Markow gilt als einer der Hauptförderer dieser revolutionären Bewegung. Die Regierung in Sofia sorgt ihrerseits für eine Vermehrung der sogenannten „Handelsagenten“ in Macedonien, die alle als revolutionäre Agenten betrachtet werden müssen. Einer der tüchtigsten dieser Agenten ist Herr Rifow in Nestlo. Olländerweise fehlt es diesen Unruhstiftern zu Zeit an ausreichenden Geldmitteln; ebenso gilt es als sicher, daß die meistbetheiligten Großmächte, vor allem Preußen und Oesterreich-Ungarn alles aufbieten werden, was die Entfaltung eines solchen Aufstandes in Macedonien in absehbarer Zeit verhindern kann. Die Gefahren für den europäischen Frieden, die sich aus dem Ausfludern eines macedonischen Feuers ergeben müssen, sind zu groß, als daß sie nicht von allen Mächten anerkannt werden. Bei dem allseitigen Friedensbedürfnis der Mächte ist zu erwarten, daß sie sich mächtig genug erweisen werden, diesen Gefahren rechtzeitig zu begegnen.

Die neue Fundland-Fischerei.

Ueber den Werth der französischen Fischereirechte an der Neufundlandküste hat der Gaultois normannische und bretonische Fischer vernommen lassen, deren Aussagen die Ansicht des Admirals Kewillien bestätigen, daß durch den Verzicht auf die französischen Küste die Fischerei keinen Schaden erleiden werde. Man schreibt darüber aus Paris:

Schon seit einiger Zeit haben die französischen Fischer diese Küste aufgegeben; weshalb? Weil die Stockfische selbst, gleich den Heringsen in der Dille, dort verschwinden. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen, daß die Stockfische eines Tages ihre Gesinnung

ändern und sich wieder an der „French Shore“ einstellten; aber vorläufig aber bleibt es dort stockfischlos; und der ganze Streit ist, wie sich der erfahrene Capitän Renard ausdrückte, keinen Schuß Pulver werth. Noch im vorigen Jahre haben sich drei Fischer aus Granville zusammen und ruhten die Golette Sainte Anne zu einem Fischfeldzug nach der französischen Küste aus; das Graebniß war ein Verlust von 8000 Fr. Selbst für den Aderfanz hat sie ihre frühere Bedeutung eingebüßt; was dort an Heringsen eingezaogen ward, mündet den Stockfischen lange nicht so, wie die Seefische, die an der allen Nationen zugängigen Bank gefangen wird. Die Fischer selbst wären daher gern bereit, die Sonderansprüche auf den Stockfischfang an der französischen Küste aufzugeben, wenn ihnen bessere Bedingungen für den Verkauf oder Fanga von Fischen in der Bucht von Fortune oder Blaisance stelte. Dagegen sträuben sie sich aus Leibesträften gegen den Austausch der Inseln Saint-Pierre und Miquelon; diese bilden die Station für alle Fischer und zugleich den unentbehrlichen Trockenplatz für die Stockfische, die von dort aus ihren Weg nach America und Europa finden. An der Westküste von Africa, von der als Tauschobject die Rede gewesen, gibt es nur wenige und minderwertige Stockfische; außerdem würden die Stockfische dort nicht sowohl trocken, als vielmehr unter der abflühenden Sonne braten. Von einer Kümmung der ganzen neufundländischen Herlichkeit am also schon aus diesem Grunde keine Rede sein, ganz abgesehen davon, daß sie die beste und fast einzige practische Matrosenschule bildet, die Frankreich besitzt.

Vermischtes.

Jedermann weiß, daß Kaiser Friedrich gemäß der schlichten, lebenswürdigen Anschauung, von der sein gesamtes Denken erfüllt war, jene Söhne nicht absondert erziehen ließ, sondern sie auf das Gymnasium zu Kassel schickte. Hier hat Kaiser Wilhelm recht und schlecht wie jeder andere Schüler von Classe zu Classe sein Studium abgewandelt. Sowohl Lehrer als auch Mitschüler mußten ihn einschärfen, „Prinz Wilhelm“ anreden; das „Königliche Hoheit“ war unzulässig von Seiten seiner Eltern verboten worden. Daß er sich vollkommen einer Gesinnung mit seinen übrigen Mitschülern fühlte, geht aus folgendem Vorfalle hervor, den ein Mitschüler des Prinzen einmal mitgetheilt hat: Die Schüler der Classe hatten festlich gewünscht, daß ihre Mühe eine bestimmte



Die Würde des w. h. n. Mannes.

farbige Auszeichnung erhalte aber der Ordinarius glaube ihnen diese verweigern zu müssen. Da beschloß man einmüthig, überhaupt keine Hüben zu tragen; mit anderen Worten: Man legte so etwas wie einen regelrechten Streik in Scene. Und siehe da, der erlauchte Committone wählte genau dieselbe Kopfbedeckung, die der war sich, um den Ordinarius zu ärgern, durch allgemeinen Beschluß entschieden hatte, und erschien am nächsten Morgen, zum Jubel der übrigen Classengenossen, den Kopf mit einem — Ohnherbergt bedeckt.

Eine eigenartige Operation am Auge vollzog kürzlich ein amerikanischer Arzt Dr. Nislen, an einem Patienten, dem er einen Augapfel hatte herausnehmen müssen. Er legte in die sorgfältig gereinigte Augenhöhle ein entsprechendes großes Stück ausgefällten Schwammes und vernahmte darüber die Augenlider. Nach fünf Tagen schnitt er die aus der Öffnung herausragenden Schwammmassen mit der Scheere ab. Nach etwa zwei bis drei Monaten war der Schwamm vollkommen verschwunden, er war rekonstruirt und durch Bindegewebe ersetzt, in welches sich vorzüglich ein künstliches Auge einfügen ließ. Diese Methode der Behandlung hat den großen Vorzug, daß das künstliche Auge vollkommen festen Halt bekommt und den Träger nicht belästigt.

Der verstorbene Schah von Persien, Nasse-ed-Din, fragte eines Tages seinen ersten Kammerherrn, wen er für größer hielt, ihn oder seinen Vater? Die Frage war gefährlich, denn eine ungeschickte Antwort konnte dem Köning den Kopf kosten. Trotzdem zog sich derselbe gut aus der Affaire, indem er folgende diplomatische Antwort gab: „Dein Vater, Herr, war größer als Du; denn obgleich Du Deinem Vater in allem Andern ähnlich bist, so war er Dir doch in einem Punkte überlegen, er hatte einen größeren Sohn als Du.“ Fremdes Unglück zu ertragen ist oft noch leichter als fremdes Glück.